

**Brigitta Ruoss**

## **Noch eine Kränkung - Vom sprachlichen Umgang mit dem Themenbereich "Sexuelle Gewalt" in der Psychotherapie**

In: GfK Texte 3, 1997, S. 28-34

*Aber Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewusster ich mich ihr überlasse. Und wenn nun die gebildete Sprache aus giftigen Elementen gebildet oder zur Trägerin von Giftstoffen gemacht worden ist? Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.*

Victor Klemperer

Sprache ist mehr als ein Vehikel zur Übermittlung von Information. Sie ist Trägerin und Vermittlerin von Einstellungen, Denkweisen, Vorurteilen und Botschaften. Durch sie bringen wir unsere sehr persönlichen und individuellen Sichtweisen in Bezug auf Menschen und Dinge zum Ausdruck. Mit sprachlichen Begriffen organisieren wir unser Konzept der eigenen Identität und orientieren uns im zwischenmenschlichen Kontakt. Im Kontext psychotherapeutischer Arbeit ist Sprache eine Form therapeutischer Intervention.

Mit diesem Artikel möchte ich darlegen, in welchem Ausmass die im Zusammenhang mit dem Themenkomplex "sexuelle Gewalt" gebräuchliche Sprache "täter- und tatzentriert" ist und welche schädliche, "giftige" Folgen ein unreflektierter Gebrauch dieser Sprache für die psychotherapeutische Arbeit mit Menschen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, haben kann. Dabei gehe ich davon aus, dass Sprache nicht nur Aussagen über "Wirklichkeit" macht, sondern selbst auch "Wirklichkeit" erzeugt, und dass die im Zusammenhang mit dem Thema "sexuelle Gewalt" erzeugte Wirklichkeit Eingang in die Konzepte bezüglich therapeutischer Arbeit mit Gewaltopfern gefunden hat. Ich möchte die Frage aufwerfen, inwiefern diese erzeugte Wirklichkeit die Dynamik einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung angenommen hat und gerade dadurch die therapeutische Arbeit mit dem Thema für Betroffene und ihre TherapeutInnen erschwert. Der Artikel ist Ausdruck meines wachsenden Unbehagens über den gängigen Sprachgebrauch und mehr noch meiner Sorge, dass eine aufgrund gesellschaftlich tradierter Vorurteile konstruierte Realität psychotherapeutisches Handeln und die dadurch ausgelösten Prozesse beeinflusst. Ich plädiere dafür, dass TherapeutInnen Verantwortung für die von ihnen gewählte Sprache im Zusammenhang mit "sexueller Gewalt" übernehmen und sich der ethischen Implikationen ihrer "Wirklichkeitskonstruktionen" bewusst sind.

### **Vorurteile**

Vorurteile haben Tradition. Sie sind das Ergebnis und der Ausdruck von überlieferten Denkmustern und der hinter diesen Denkmustern stehenden, für wahr erklärten Annahmen. Es liegt im Wesen von Vorurteilen, dass sie von den Menschen, die ihnen Wahrheitsgehalt zuschreiben, eben nicht als Vorurteile erkannt, sondern als

"objektiv wahre Tatsachen" dargestellt werden. Während der letzten zwanzig Jahre haben Feministinnen das Thema "sexuelle Gewalt" enttabuisiert und darauf hingewiesen, dass sexuelle Gewalt an Frauen und Kindern ein Ausdruck unserer gesellschaftlichen Machtverhältnisse ist. Seither ist eine Fülle von psychotherapeutischer Fachliteratur entstanden, die Modelle für die therapeutische Arbeit mit Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten, beschreibt. Solche Modelle beschränken sich in der Regel auf die innerpsychischen Aspekte des Traumas und führen Lebensschwierigkeiten Betroffener ausschliesslich auf das Erleben sexueller Gewalt zurück. Völlig ausser acht gelassen wird dabei, dass Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten, in unserer Gesellschaft stigmatisiert werden und welche Folgen eine solche Stigmatisierung mit sich bringt. Ein Blick auf die tägliche Medienlandschaft zeigt jedoch, wie schamlos gerade sexuelle Gewaltverbrechen ausgeschlachtet und zur Quotensteigerung vermarktet werden. In welchem Ausmass in diesen Berichten die Opfer solcher Verbrechen blossgestellt werden, ist offensichtlich. Weniger augenfällig ist wahrscheinlich, dass und wie diese Texte tradierte Denkmuster und Vorurteile in Bezug auf Betroffene aufrechterhalten: Da ist die Rede davon, dass Betroffene einen "lebenslangen Leidensweg vor sich haben"; "für den Rest ihres Lebens gezeichnet sind"; "nie mehr lieben können" oder dass sie zu "seelischen Wracks" und "psychisch krank" werden, ja sogar, dass es "vielleicht besser wäre, sie wären tot". Alle diese Aussagen sind abwertend, stigmatisierend und pathologisierend für die Opfer sexueller Gewalt, verursachen Selbstzweifel und Leid und tragen wesentlich zu einer Zementierung ihrer Opferrolle bei. Es ist offensichtlich, dass sich hinter diesen Sprachschöpfungen tiefsitzende Annahmen, Denkmuster und Konzepte bezüglich der Opfer von sexueller Gewalt verbergen. Allen gemeinsam ist dabei die Aussage der gravierenden, permanenten und höchstens graduell zu lindernden Folgen von sexueller Gewalt bei Betroffenen.

Auf subtilere, aber vielleicht gerade deshalb noch schädlichere Art werden diese Vorurteile auch in der Wahl einzelner Worte zum Ausdruck gebracht. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei die in letzter Zeit geradezu inflationär gebrauchten Begriffe "schänden", "Kinderschänder", und "geschändete Kinder": Es ist offensichtlich, dass durch den Ausdruck "geschändete Kinder" das Stigma der Tat (die Schande) schlussendlich vom Opfer getragen wird, und es ist weiter davon auszugehen dass ein Kind, das als "geschändetes" wahrgenommen wird, andere Gefühle bei seiner Umwelt auslöst, als eines, das "schlimme sexuelle Gewalt erlebt hat". Genauso wird es für betroffene Kinder einen wesentlichen Unterschied in Bezug auf ihr Selbstwertgefühl machen, ob sie sich selbst als "geschändet" sehen oder ob sie andere Begriffe haben, um ihre eigene Geschichte zu erfassen. Auffällig am sprachlichen Umgang der Medien mit dem Thema "sexuelle Gewalt" ist auch die immer wieder auftauchende Bezeichnung der Täter als "Pädophile", was nichts anderes bedeutet als "Kinderliebende" und die Gleichsetzung eben dieses Ausdrucks mit "Kinderschänder". Die Botschaft, die damit vermittelt wird, ist jene, dass "kinderliebende Kinderschänder Kindern Schande zufügen", selber aber nicht geschändete, d.h. die Schande tragende, sind.

Die Selbstverständlichkeit, mit der die oben beschriebenen Sprachkonzepte angewendet werden und die Tatsache, dass man sie so widerspruchslos hinnimmt, machen deutlich, wie sehr dieser Sprachgebrauch verinnerlicht ist und wie unreflektiert Sprache im Zusammenhang mit sexueller Gewalt verwendet wird. Darüber hinaus kann sie als ein Indiz dafür gewertet werden, dass die dem Sprachgebrauch zugrunde liegende Wirklichkeitskonstruktion nicht mehr als solche

wahrgenommen, sondern als "objektive Tatsache" dargestellt wird. Watzlawick (1997) schreibt dazu: "Wirklich ist letzten Endes, was von einer genügend grossen Zahl Menschen wirklich genannt wird. In diesem extremen Sinne ist Wirklichkeit eine zwischenmenschliche Vereinbarung, genau wie der Gebrauch einer Sprache auf der stillschweigenden und meist ganz unbewussten Vereinbarung beruht, dass bestimmte Laute und Zeichen ganz bestimmte Bedeutung haben." Ausser Frage steht, dass solche Wirklichkeitskonstruktionen nicht nur für Betroffene sexueller Gewalt Folgen haben, sondern ihre "giftige Wirkung" auch im zwischenmenschlichen Kontext, z.B. in der Psychotherapie, entfalten.

## **Psychotherapie - in den Klauen einer "giftigen" Wirklichkeit?**

Psychotherapeutische Fachliteratur über die Folgen sexueller Gewalt (vor allem über die Folgen sexueller Gewalt in der Kindheit) gibt es in Fülle. Leidenschaftlich wird darüber diskutiert, ob und wie sich nachprüfen lässt, dass von KlientInnen geschilderte Erinnerungen an vergangene Erlebnisse "wahr" sind; ob und unter welchen Bedingungen körperbezogene psychotherapeutische Interventionen vertretbar und ethisch zu verantworten sind; oder welches therapeutische Setting und welche TherapeutIn - KlientIn - Konstellation denn nun die "richtige" ist. Bei all diesen schriftlich und mündlich geführten Debatten fällt auf, dass die dabei verwendete Sprache fast immer dieselbe ist und dass sich die theoretischen Konzepte zur psychotherapeutischen Arbeit mit Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten, trotz aller Verschiedenheit grundsätzlich auf ein und dieselbe - aus der Alltags- und Medienwirklichkeit sattsam bekannte - Prämisse berufen: Die Folgen sexueller Gewalt in der Kindheit sind gravierend, oft permanent und höchstens graduell zu lindern. Wie sehr diese Sichtweise Eingang in die Welt der Psychotherapie gefunden hat, zeigt sich auch hier im Sprachgebrauch und in der durch diesen Sprachgebrauch implizierten "Wirklichkeit". Folgende Sätze und Satzfragmente, allesamt Texten der Fachliteratur oder Seminausschreibungen zum Thema entnommen, sollen dies verdeutlichen:

Da ist die Rede von "zerstörter Identität und Sexualität" der Betroffenen; wird darauf hingewiesen, dass ihr "schöpferischer Ausdruck gebrochen ist"; dass "Heilung trotz therapeutischer Arbeit kaum noch möglich erscheint" und dass "Menschen, die sexuell missbraucht wurden, behindert sind in ihren Fähigkeiten, Beziehungen zu gestalten und Intimität zu erleben". Ich bin der Ansicht, dass die offensichtliche Ähnlichkeit zu den eingangs beschriebenen Formulierungen der (Sensations)Presse kein Zufall ist. Mit erschreckender Deutlichkeit wird hier eine Wirklichkeit postuliert, von der Therapiekonzepte und -methoden abgeleitet werden, die dann im therapeutischen Setting beziehungs- und handlungsgestaltend wirksam sind.

Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich an dieser Stelle darauf hinweisen, dass es mir in diesem Artikel nicht darum geht, die Folgen sexueller Gewalt zu minimieren; aber was all diese Worte und Satzfragmente auszeichnet, ist die Botschaft: "Das wird nie wieder heilen", "Betroffene sind für immer geschädigt/beschädigt". Das Wort "zerstört" bedeutet ja nichts anderes, als dass etwas "so stark beschädigt ist, dass davon nur noch Trümmer übrig sind, dass es kaputt, unbrauchbar ist; dass es zunichte gemacht, zugrunde gerichtet wurde, ruiniert ist" (Duden, 1996). Ebenso impliziert der Ausdruck "gebrochen" dass jemand "tief getroffen und völlig niedergedrückt, [endgültig] des Lebensmutes beraubt ist"

(Duden, 1996); und der Ausdruck "behindert" beschreibt ja auch einen permanenten Zustand. Ich glaube, dass gerade der Gebrauch solch starker Einzelworte eine (unbewusste?) Grundhaltung von Therapeutinnen und Therapeuten in Bezug auf Frauen und Männer, die sexuelle Gewalt erlebten, verdeutlichen, und dass sich diese Grundhaltung auch auf das therapeutische Handeln auswirkt. Es geht hier nicht darum, ob die Worte, die in der therapeutischen Interaktion mit KlientInnen benutzt werden, gängig und gebräuchlich sind - die Frage ist vielmehr, welche Botschaften diese Worte vermitteln, was sie implizieren und welche Wirklichkeit durch ihren Gebrauch erzeugt wird.

Dem in der Tagespresse so inflationär gebrauchten Wort "schänden" entspricht in der psychotherapeutischen Fachliteratur der ebenso inflationäre Gebrauch des Wortes "Missbrauch". Obwohl auch immer wieder Stimmen laut werden, die betonen, wie unglücklich dieses Wort mit seiner implizierten Verdinglichung der Opfer ist, ist es bis jetzt nicht gelungen, einen grundlegend anderen Sprachgebrauch zu entwickeln. Aus dem berechtigten und nötigen Bestreben, den Handlungen der Täter (und Täterinnen) einen der Tat angemessenen Ausdruck zu verleihen, sind in letzter Zeit statt "Missbrauch" auch die Ausdrücke "sexuelle Misshandlungen" und "sexuelle Ausbeutung" aufgekommen. Alle diese Ausdrücke sind täterzentriert, orientieren sich an der Handlung der Täter und werden in ihren Adjektivbildungen "missbraucht", "misshandelt" und "sexuell ausgebeutet" zum Bumerang für die Opfer.

Ich möchte dies am Beispiel "sexuell missbraucht" verdeutlichen: Offenbar gibt es eine Übereinkunft, Frauen, die in ihrer Kindheit sexuelle Gewalt erlebten, als "missbrauchte Frauen" zu bezeichnen. In diesem Zusammenhang steht "missbraucht" als Adjektiv und bringt dadurch zum Ausdruck, dass es sich dabei um eine Eigenschaft, ein Merkmal der betroffenen Frauen handelt. Mit anderen Worten: Die Identität von Frauen, die sexuelle Gewalt erlebten, wird durch die Handlung des Täters beschrieben und definiert. Das ist nicht nur beschämend und abwertend, sondern drückt Betroffenen im Sprachgebrauch auch genau jenen "Stempel" auf, der dann in Formulierungen wie: "Missbrauchte Frauen fühlen sich abgestempelt und stigmatisiert" zum Ausdruck kommt. Probleme sehe ich auch mit der Adjektiv-Bildung "sexuell ausgebeutet". Sie erweckt Bilder von nicht wieder gut zu machender Zerstörung, impliziert, dass etwas Kostbares unwiderbringlich geraubt wurde, dass es nicht mehr zu ersetzen ist und führt dadurch zu Formulierungen wie "sexuell ausgebeutete Menschen sind behindert in ihren Fähigkeiten, Beziehungen zu gestalten". Innerhalb der durch die Sprache implizierten Wirklichkeit eine logische Schlussfolgerung: Wo Kostbares geraubt wurde, ist nichts mehr zu holen, schlimmer noch: Aus diesen zerstörten Orten kann nichts mehr gegeben werden. Die Beute ist ausgeweidet, leer.

Wie absurd und vor allem - wie unüblich - Formulierungen wie "missbrauchte Frauen" in unserem Sprachgebrauch eigentlich sind, möchte ich mit analogen Satzkonstruktionen, die sich auf andere Themen beziehen, zeigen: Erwachsene Männer, die in ihrer Kindheit brutale körperliche Gewalt in Form von Schlägen erlebt haben, müssten, analog zum Ausdruck "missbrauchte Frauen" als "geschlagene Männer" bezeichnet werden. Satzkonstruktionen wie: "Geschlagene Männer leiden unter schweren Selbstzweifeln und Schuldgefühlen" sind in psychotherapeutischer Fachliteratur inexistent und würden wohl mit einiger Entrüstung und mit viel Widerspruch zur Kenntnis genommen. Es ist offensichtlich, dass die Tatsache, dass diese Männer als Kinder geschlagen wurden, sie nicht im Hier und Jetzt zu

erwachsenen, geschlagenen Männern macht. Ebenso absurd und fragwürdig wären Ausdrücke wie "beraubte Frauen" für Frauen, die Opfer eines Raubüberfalls wurden, "verlassener Mann" für einen Mann, der als kleiner Junge von seiner Mutter verlassen wurde oder "entführte Frauen und Männer" für Menschen, die das Trauma einer Entführung erlebt haben.

Anders ausgedrückt: Üblicherweise kommt in der Beschreibung einer vergangenen, lebensgeschichtlich wichtigen und prägenden Begebenheit der Vergangenheitsaspekt dieses Ereignisses zum Ausdruck. Sprachschöpfungen wie "missbrauchte Frauen" vernachlässigen gerade diese Tatsache. Dadurch implizieren sie nicht nur ein Weiterbestehen einer schmerzlichen und entwürdigenden Situation bis in die Gegenwart, sondern auch eine unentwirrbare Verquickung des Opfers mit der Gewaltsituation einerseits und mit der Identität des/der Täter andererseits. Dieselbe Botschaft vermitteln auch Substantiv-Bildungen wie "Missbrauchte" oder "sexuell Ausgebeutete". Sätze wie "Psychotherapie mit sexuell Missbrauchten..." Oder: "Ich arbeite seit x Jahren mit Missbrauchten" gibt es zuhauf. Um zu verdeutlichen, welche Wirklichkeit durch solche Wortkonstruktionen geschaffen wird und wie sich gerade hier Vergangenheit und Gegenwart unentwirrbar verknäueln, scheint es mir angebracht, zum Vergleich folgende Konstruktionen zu bilden: "Psychotherapie mit Entführten" (das bedeutet doch nichts anderes, als Psychotherapie im Augenblick des Entführt-Seins); "Ich arbeite seit x Jahren mit Verlassenen" oder "Geschlagene haben in der Therapie Schwierigkeiten, ihrem Therapeuten zu vertrauen". Alle diese Satzbildungen und -fragmente sind unzulässig und vermitteln den Eindruck eines in der Gegenwart real bestehenden Zustandes, nicht aber den einer vergangenen Lebenserfahrung und der Erinnerung daran. Das Gleiche gilt für Formulierungen wie "Leben mit dem Missbrauch" oder "den Missbrauch akzeptieren": Auch sie erwecken den Anschein, dass es um ein gegenwärtiges und nicht um ein vergangenes Lebensereignis geht.

Diese Betrachtungen werfen meiner Meinung nach verschiedene Fragen auf. Zum einen geht es darum, zu erkunden, welche Mechanismen - unbewusst und daher unreflektiert - am Werk sind, die Sätze wie: "Missbrauchte Frauen leiden unter schweren Selbstzweifeln und Schuldgefühlen" nicht nur als gang und gäbe, sondern auch noch als fachlich korrekt erscheinen lassen. Warum setzen sich solch irreführenden Ausdrücke offenbar immer mehr durch? Und warum wird gerade ein Wort wie "Missbrauch", das die Entwürdigung von Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten, auf einer verbalen Ebene wiederholt, zum eigentlichen Kernwort von Abhandlungen über die therapeutische Arbeit mit Betroffenen?

Die Tatsache, dass eine Profession, die Sprache als ein wesentliches Arbeitsinstrument verwendet und deren Mitglieder darin geschult sind, für komplizierte innerpsychische und zwischenmenschliche Prozesse genauso einen sprachlichen Ausdruck zu finden wie für feinste Nuancen menschlicher Gefühle, sich gerade zu diesem Thema so unreflektiert und schlagwortartig äussert, sollte misstrauisch stimmen.

Durch den Sprachgebrauch kommt es hier nämlich zu einer für TherapeutInnen und KlientInnen psychisch wirksamen Gleichsetzung von vergangenen lebensgeschichtlichen Ereignissen und Erfahrungen mit der gegenwärtigen Identität von Menschen. Frauen und Männer, die sexuelle Gewalt in der Kindheit erlebten, werden nicht nur durch die Tat in ihrer Würde verletzt, sondern auch in der gesellschaftlichen Bewertung der Folgen dieser Tat. Aufgrund dieser Überlegungen

stellt sich für psychotherapeutisch Tätige auch die Frage, ob hier nicht mittlerweile eine "konstruierte Wirklichkeit" in gravierender Weise wirksam wird, die vielleicht in der Gegenwart Betroffener mehr Leid verursacht als die tatsächlichen Folgen traumatischer Erlebnisse.

Ein Indiz dafür sehe ich in der Tatsache, dass beim sprachlichen Umgang mit dem Thema "sexuelle Gewalt" nicht nur die Zeiten, sondern auch die - unterschiedliche! - Wirklichkeit und Identität von Opfer und Täter durcheinandergebracht werden: Sätze wie "Bei der Behandlung von Sexuellem Missbrauch..." oder "Körpertherapeutische Interventionen bei sexuellem Missbrauch..." sind in TherapeutInnenkreisen sehr häufig zu lesen und zu hören. Es handelt sich dabei um eine Art "codierte" Sprache, die allerdings so verbreitet und so geläufig ist, dass sich die komplexe und verwirrende Botschaft, die sie vermittelt, nur schwer entschlüsseln lässt. Die Wirklichkeit, die durch diese Sprache erzeugt wird, ist folgende: Menschen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, werden mit der Handlung der Täter gleichgesetzt. Dadurch werden sie zum personifizierten, wandelnden "Sexuellen Missbrauch". Sie werden nicht einmal mehr als Menschen bezeichnet, denn man verwendet statt "Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten" gleichbedeutend den Ausdruck "Missbrauch" und schafft damit genau jene Wirklichkeit, die man dann in der Therapie versucht zu "behandeln".

Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten, werden ihrer eigenen Wirklichkeit beraubt und statt dessen durch die Wirklichkeit und Handlungen des Täters definiert. Diese "codierte" Sprache schafft nicht nur ein fragwürdiges Bild der Wirklichkeit von Menschen, die in ihrer Kindheit sexuelle Gewalt erlebten. Mit ihrer implizierten Verdinglichung der Opfer und der Wahrnehmung Betroffener aus der Perspektive der TäterInnen macht sie das Thema auf den ersten Blick auch scheinbar erträglicher und schafft Distanz zu Verbrechen, für die angemessene sprachliche Ausdrücke oft schwer zu finden sind. Aber: So wie es keine "Behandlung von sexuellem Missbrauch" gibt, gibt es auch keine "körpertherapeutischen Interventionen bei (während?) sexuellem Missbrauch", und KlientInnen haben auch keine "Missbrauchsgeschichte", sondern sexuelle Gewalt erlebt, oft im wahrsten Sinne des Wortes überlebt. Es sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt, dass Beschreibungen therapeutischer Arbeit mit Tätern ganz anders klingen. Da ist in der Regel die Rede von "Psychotherapeutischer Arbeit mit Sexualtätern", und der Begriff "sexueller Missbrauch" taucht selten auf. "Täter" sind immer noch Menschen, und ich frage mich, ob der Titel "Behandlung von sexuellem Missbrauch" nicht eher für die Tätergruppe passend wäre, dann nämlich stände der "sexuelle Missbrauch" für ein Symptom der Störung der Täter. Und wenn in diesem Zusammenhang überhaupt von "Missbrauchsgeschichte" oder "Behinderungen in der Fähigkeit, Beziehungen und Intimität zu leben" gesprochen werden soll: Sind es nicht Begriffe, die der Wirklichkeit der Täter (und Täterinnen) zuzuschreiben wären?

### **Worte - Wirkungen - "Wirklichkeiten"**

Die Tatsache, dass der sprachliche Umgang mit dem Thema "sexuelle Gewalt" eine für die Opfer dieser Gewalt pathologisierende und beschämende Wirklichkeit konstruiert, muss nachdenklich stimmen und wirft wichtige Fragen auf: Inwiefern bestimmt das Wissen, dass eine Klientin sexuelle Gewalt erlebt hat, die Optik der mit

ihr arbeitenden Therapeutin? Welche "Wirklichkeitsdefinition" wird als Hintergrund therapeutischen Handelns wirksam? Ist nicht zu befürchten, dass die Prämisse "Die Folgen sexueller Gewalt in der Kindheit sind gravierend, oft permanent und höchstens graduell zu lindern" dort, wo ihr Glauben geschenkt wird, zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung wird? Watzlawick (1997) beschreibt die Dynamik solcher sich selbst erfüllenden Prophezeiungen wie folgt: "Hand in Hand mit der einmal gewonnenen Überzeugung, die Welt sei so und so, geht die Nemesis der praktischen Herstellung dieser Wirklichkeit." Er fährt fort: "Es genügt, dass eine hinreichend grosse Zahl von Menschen es [das als "wahr" bezeichnete] für bare Münze nimmt. Wer - aus welchen Gründen auch immer - der Überzeugung ist, man missachte ihn, erzeugt durch diese Annahme eine zwischenpersönliche Wirklichkeit, die seine Überzeugung tagtäglich „bestätigt“. Watzlawick schildert, wie als Folge einer solchen Dynamik ein "Interaktionskreis, in dem Wirkung Ursache und Ursache Wirkung bedingt", entsteht. Übertragen auf die therapeutische Arbeit mit Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten, muss die Frage diskutiert werden, welche zwischenmenschlichen Interaktionen sich bilden, wenn beide, Therapeutin und Klientin, die oben beschriebene Prämisse als "wahr" akzeptieren. Sie sind dann gefangen in einem System, dessen Beweiskraft dann gegeben ist, wenn die Klientin den ihr zugeschriebenen Part der "unheilbar Zerstörten" übernimmt oder zumindest "akzeptiert", dass das Erleben sexueller Gewalt zu einer "bleibenden seelischen Erschütterung" geführt hat. Wie schwer es - für KlientInnen und TherapeutInnen - unter Umständen sein kann, dieser Falle zu entgehen, soll im folgenden gezeigt werden:

Die durch den problematischen Sprachgebrauch im Zusammenhang mit dem Thema "sexuelle Gewalt" implizierte Wirklichkeit ist als "unbemerkt verschlucktes Gift", um die Metapher Klemperers zu benutzen, sicher dort am wirksamsten, wo sie auf die grösste Resonanz stösst: Bei denjenigen Frauen und Männern, die selbst sexuelle Gewalt erlebt haben. Es stehen ihnen nämlich für die Beschreibung ihrer eigenen Wirklichkeit, ihres Erlebens und ihrer Identität fast ausschliesslich täter- und tatzentrierte Ausdrücke zur Verfügung, die ihr eigenes "Opfer-sein" als Status Quo festschreiben. Die Besetzung des Bewusstseins, der eigenen Identität durch negative Begriffe wie "missbraucht, ausgebeutet, behindert, beschädigt, zerstört, gebrochen" beeinflusst die emotionale Befindlichkeit sowie den Lebensentwurf Betroffener. Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten und die über sich selbst in diesen Begriffen denken, geraten in eine Double-Bind Situation: Der Versuch, eine positive Identität aus entwertenden Begriffen aufzubauen, ist von vorne herein zum Scheitern verurteilt. Wer sich selbst mit diesen "täter- und tatzentrierten" Begriffen definiert, kann sich nur als Opfer fühlen und wahrnehmen, und gerade das ist es, was Betroffenen oft zum Vorwurf gemacht wird: Dass sie in der "Opferrolle verharren", dass sie "nicht willens sind, ihre Opferidentität aufzugeben" und dass sie "mit dem Täter identifiziert bleiben". Allerdings wird dabei ausser acht gelassen, dass ihnen nur eine "täteridentifizierte" Sprache zur Verfügung steht: "Missbraucht werden" ist, obwohl es andauernd so verwendet wird, kein gleichbedeutender, gleichwertiger Ausdruck für "Sexuelle Gewalt erleben". "Missbraucht werden" ist eine passive Formulierung (Passiv bedeutet "Leideform"), die implizit wieder den Täter, die Tat ins Zentrum rückt. "Sexuelle Gewalt erleben" hingegen geht vom Opfer aus, betont, dass sexuelle Gewalt nicht einfach passiv erduldet, sondern aktiv erlebt wird. Folglich ist es ein wesentlicher Unterschied, ob TherapeutInnen über eine ñ oder gar zu einer ñ Klientin sagen, sie sei "missbraucht worden" oder sie "habe sexuelle Gewalt erlebt/überlebt".

Aufgrund des unreflektierten Sprachgebrauches ist davon auszugehen, dass das Ausmass der Besetzung des Bewusstseins und der eigenen Identität mit "Opferbegriffen" als bedeutsame Variable im therapeutischen Prozess mit Betroffenen ausser acht gelassen wird. Damit werden auch die Schwierigkeiten, die entstehen, wenn TherapeutInnen gerade diese "giftigen" Worte und Bewusstseinsinhalte verstärken, nicht thematisiert. Es ist durchaus vorstellbar, dass eine Therapeutin zu ihrer Klientin sagt: "Sie sind eine missbrauchte Frau" und davon ausgeht, dass ein wesentlicher Schritt im Heilungsprozess erreicht ist, wenn eine Frau, die sexuelle Gewalt erlebt hat, sich als "missbrauchte Frau" bezeichnen kann in der Annahme, dass dieses "Sich benennen können" darauf hinweist, dass die betroffene Frau das traumatische Erlebnis nicht länger verdrängt, verleugnet. Damit wird eine Betroffene einmal mehr auf subtile Art und Weise in ihrem Opfer-Dasein bestärkt und mit der gesellschaftlichen Stigmatisierung alleine gelassen, und es ist weiter davon auszugehen, dass die negativen Bewusstseinsinhalte weiterhin wirksam sind. Wer mit dem Selbstbild: "Ich bin sexuell ausgebeutet / missbraucht / behindert / beschädigt / habe eine zerstörte Sexualität" versucht, in Beziehung zu anderen Menschen zu treten, wird vielleicht gerade aufgrund der durch die Sprache geweckten Assoziationen Schwierigkeiten mit der Beziehungsgestaltung haben und nicht wegen der in der Vergangenheit erlebten sexuellen Gewalt.

Ich plädiere dafür, dass die sprachlichen Begriffe, mit denen Betroffene sexueller Gewalt ihre Identität benennen, im therapeutischen Setting erforscht und auf ihre Tauglichkeit geprüft werden. Es ist meiner Meinung nach davon auszugehen, dass die meisten der Betroffenen unter der Wirkung der oben beschriebenen Sprachkonzepte und der durch sie zum Ausdruck gebrachten Wertungen leiden. Wie die Wirkung des abwertenden Sprachgebrauches auf die Identitätsbildung Betroffener, so sollte auch die psychische Belastung, die dadurch entsteht, dass Betroffene tagtäglich den entwertenden Begriffen und dem abwertenden Weltbild der (Boulevard)Presse ausgesetzt sind, ernstgenommen und thematisiert werden. Welche Worte fungieren als "trigger"/Auslöser für Verlust von Selbstwertgefühl? Was bedeutet das ständige "gewappnet sein" gegen verbale Angriffe auf die eigene Würde? Mit welchen Mechanismen reagiert eine betroffene Frau auf diese Reize? Welche automatischen, konditionierten Prozesse kommen in Gang?

Nicht nur für Betroffene, sondern auch für TherapeutInnen, die mit dem Thema der sexuellen Gewalt konfrontiert sind, kann der Sprachgebrauch und das - oft unbewusste - Übernehmen der dadurch erzeugten Wirklichkeit zu einer Falle werden. Auch ihre Vorstellungen in Bezug auf Menschen, die sexuelle Gewalt erlebten, sind von den beschriebenen sprachlichen Konzepten geprägt. Wesentlich ist dabei die Frage nach den Auswirkungen dieser "Wirklichkeitskonstruktion" auf die Art der therapeutischen Beziehung und Interaktion und damit letztlich auf das Geschehen innerhalb des therapeutischen Prozesses. Was, wenn eine Klientin, ein Klient nicht in das von der Therapeutin, dem Therapeuten für "wahr" akzeptierte Denkmuster passt? Was, wenn eine Klientin sich weigert, die ihr zugedachte Rolle der "Zerstörten und Beschädigten" zu übernehmen? Welche Interaktionsmuster wird die Therapeutin, der Therapeut inszenieren, bis die Klientin sich so wahrnimmt und verhält wie es von ihr erwartet wird? Was, wenn eine Klientin sich weigert, den Ausdruck "missbrauchte Frau" für sich zu akzeptieren und dies als ein "Verleugnen der traumatischen Geschichte" gedeutet wird?



An dieser Stelle möchte ich an die von Rosenhan (1973) in den USA durchgeführte (und in vielen Fachbüchern zitierte) Studie "Gesund in kranker Umgebung" ("On being sane in insane places") erinnern: Mehrere geistig gesunde "Scheinpatienten" traten damals freiwillig in psychiatrische Kliniken ein und erklärten, dass sie "Stimmen hörten". Alle wurden von den Kliniken mit der Diagnose "Schizophrenie" aufgenommen und behandelt. Gleich nach ihrem Klinikeintritt nahmen die Scheinpatienten ihr normales Verhalten wieder auf und simulierten keine Symptome mehr. Damals wurde ñ mit erschreckender Deutlichkeit ñ nachgewiesen, wie sehr die bloße Annahme, es mit "Schizophrenen" zu tun zu haben, den Umgang des Personals der Kliniken mit den Scheinpatienten bestimmte. An und für sich völlig unauffällige und normale Verhaltensweisen wurden im Glauben an die "tatsächlich vorliegende Schizophrenie" pathologisiert und als Ausdruck der "Störung" gedeutet. Für TherapeutInnen hat diese Studie auch im Kontext der Arbeit mit Gewaltopfern grosse Bedeutung: Sie sind verantwortlich für die Wirklichkeit, die sie selbst mittels Diagnosen, Fallbeschreibungen und Fachliteratur erzeugen und für die Konsequenzen, die dieser "Entwurf von Wirklichkeit" im therapeutischen Prozess hat.

Daraus ergibt sich aber auch eine Verantwortlichkeit für die in diesem Zusammenhang gesprochene und geschriebene Sprache. Sprache wird ja in der Psychotherapie nicht nur als Mittel von Kontakt, Beziehungsgestaltung und Kommunikation verwendet, sondern ist zugleich auch therapeutische Intervention. In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert und erstaunlich, wie viel Fachliteratur zum Thema "Berührung" im Zusammenhang mit der Arbeit mit sexuell traumatisierten Menschen existiert, und offenbar keine zum Thema "Sprache". Wenn es um körperpsychotherapeutische Interventionen geht, wird grösster Wert darauf gelegt, darauf hinzuweisen, dass Berührungen retraumatisieren können, dass aber Worte und die Botschaften, die sie vermitteln, genauso traumatische Wirkung haben können und haben, wird selten thematisiert.

## **Alternativen**

Das Erleben sexueller Gewalt ist schrecklich. Am Schrecken und dem Entsetzen führt in der Therapie kein Weg vorbei. Auch müssen Verletzungen, körperliche und seelische Wunden anerkannt und benannt werden. In diesem Zusammenhang ist es allerdings ein wesentlicher Unterschied, ob dabei Begriffe verwendet werden, die "dauerhafte Zerstörung und Schädigung" implizieren, oder solche, welche die Ressourcen Betroffener und die Hoffnung auf Heilung zum Ausdruck bringen. So wird, wer anstelle einer "Zerstörung" vom Bild einer "Verwundung" ausgeht, sich eher die Frage stellen, welche Bedingungen denn zur Heilung dieser Wunde nötig sind.

Anders als im englischen Sprachgebrauch, wo sich der Ausdruck "Survivors" ("rape survivors", "survivors of abuse", "incest survivors") durchgesetzt hat, ist es im Deutschen sehr viel schwerer, Ausdrücke zu finden, die das aktive Erleben und Überleben des Traumas würdigen und gleichzeitig sprachlich und kulturell "passend" sind. Das zeigt sich auch in deutschen Übersetzungen englischer Texte, in denen "rape survivor" meist als "vergewaltigte Frau" oder "Vergewaltigungsoffer" übersetzt wird. Dadurch geht der Gedanke, der hinter dem Wort "rape survivor" steht, genauso verloren, wie der Aspekt der Wirklichkeit, den es benennt. Versuche, in Anlehnung an

den englischen Sprachgebrauch Ausdrücke wie "Inzestüberlebende" oder "Überlebende sexueller Gewalt" in das Deutsche zu übertragen, haben nicht zu einer tiefgreifenden und dauerhaften Veränderung des professionellen Sprachgebrauchs geführt. Das dürfte nicht nur an der sprachlichen Schwerfälligkeit und Ungeläufigkeit der Ausdrücke liegen, sondern vor allem im kulturell unterschiedlichen Umgang mit den Worten "überleben" und "Überlebende".

TherapeutInnen sind also gefordert, einen Sprachgebrauch zu entwickeln, der es den Opfern sexueller Gewalt ermöglicht, ihre Wirklichkeit, ihr Erleben und ihr Überleben in Worte zu fassen und ihre Identität - klar abgegrenzt von jener des Täters, der Täterin - zu finden. Es ist wichtig, sprachliche Begriffe aufzuspüren, die das Trauma benennen und mit denen sich Betroffene identifizieren können: Auch - oder vielleicht gerade - Opfer sexueller Gewalt sind einer würdigen Sprache würdig.

### **Schlussfolgerungen**

Begriffe, welche die Identität von Menschen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, aus der Handlung des Täters heraus definieren ("missbrauchte Frauen", "Missbrauchte", "sexuell Ausgebeutete") halte ich für fragwürdig und schädlich: Durch sie werden die Opfer sexueller Gewalt aus der Sicht der Täter wahrgenommen und beschrieben. Endlos wirkende Aufzählungen von schlimmen, "irreparablen Folgeschäden" sexueller Gewalt bei Betroffenen sprechen den Tätern die Macht zu, das Leben und die Identität ihrer Opfer zu zerstören. Wer aus diesem Blickwinkel heraus denkt, fühlt und handelt, läuft Gefahr, selbst dieser den TäterInnen zugeschriebenen Macht zu erliegen und die Wirklichkeit der Opfer nicht adäquat erfassen zu können.

Worte, die benutzt werden, um die Identität von Betroffenen zu beschreiben, sollten so gewählt sein, dass sich Betroffene mit positiver Resonanz mit diesen Begriffen identifizieren können. Ganz wesentlich erscheint mir in diesem Zusammenhang auch, dass die gewählte Sprache den - gerade für die Traumatherapie so unabdingbaren - Vergangenheitsaspekt der Gewalterlebnisse zum Ausdruck bringt und für eine klare Abgrenzung der Wirklichkeit und Identität Betroffener von jener der TäterInnen sorgt.

Eine solch respektvolle Sprache wird andere Wirkung haben als die zur Zeit so verbreitete "tat- und täterzentrierte" Sprache. Sie wird vor allem eine wichtige Ressource Betroffener, die sich in der Therapie mit ihrem Erleben sexueller Gewalt auseinandersetzen wollen, zum Ausdruck bringen: Ellen Bass und Laura Davis prägten dafür (und wen wundert's - in der deutschen Übersetzung ging es verloren) den Ausdruck "The Courage to Heal".

### **Literatur:**

Bass, E. & Davis, L. (1994). *The Courage to Heal. A Guide for Women Survivors of Child Sexual Abuse.* (3rd. ed.). HarperCollins, New York.

Duden Deutsches Universalwörterbuch (1996). Dudenverlag.

Klemperer, V. (1996). *LTI.* (16. Auflage). Reclam-Bibliothek.

Rosenhan, D. L. (1973 und 1985). Gesund in kranker Umgebung. In: Watzlawick, P. (Hrsg.) (1997). Die erfundene Wirklichkeit. (9. Auflage). Serie Piper.

Watzlawick, P. (1997). Münchhausens Zopf. (3. Auflage). Serie Piper.